



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

König, Eduard: Pessimismus und Hiobdichtung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Pessimismus und Hiobdichtung

Von Eduard König in Bonn

Aus der doppelten Tatsache, daß es Übel in der Welt gibt, und daß Katastrophen oft auch über religiöse Menschen hereinbrechen, hat man im Laufe der Jahrtausende wesentlich folgende vier Konsequenzen gezogen: Viele tapfergesinnte Persönlichkeiten sehen den Ansturm der Übel als eine nicht ganz unwillkommene Gelegenheit an, ihre Widerstandskraft zu beweisen und ihre Opferfähigkeit zu betätigen. Solche Naturen treten uns ja z. B. in den Stoikern entgegen, und wir brauchen uns nur an die heroischen Themata, die Cicero in seinen „Tusulanischen Disputationen“ behandelte — „über die Verachtung des Todes,“ „über die Erduldung des Schmerzes“ —, zu erinnern, und die Geistesart solcher Personen steht in ihrer kristallinen Klarheit und granitnen Festigkeit vor unsern Augen. Andre Seelen wurden durch die Übel, die in den Naturbestand gemischt sind und im Geschichtsverlauf wohl über jeden Sterblichen hereinstürmen, zu einer pessimistischen Weltanschauung verleitet und zum Weltschmerz gestimmt. Einen seiner schrillen Töne hört man schon aus Homer erklingen. Denn da liest man auch den Satz: „Es gibt unter alle dem, was auf Erden atmet und wandelt, nichts Jammervolleres als den Menschen“ (Ilias 17, 445). Daraus entwickelt sich weiterhin sogar stumpfe Apathie und fauler Quietismus gegenüber den Eindrücken und den Aufgaben des Lebens, wie das hauptsächlich im Buddhismus hervortrat (M. Bertholet, Buddhismus und Christentum, 1902, 38f.), und wie der moderne Hauptapostel des Pessimismus die Verneinung des Willens zum Leben als Ideal empfohlen hat (vgl. Schopenhauer in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ II, 707 in der Ausgabe von J. Frauenstädt). Diese doppelte Tatsache hat ferner bekanntlich bei den alten Persern und weiterhin zur Annahme zweier feindlicher Weltmächte — Ahuramazda (Vertreter des Lichts, des Reinen und Heilsamen) und Angromainjus (Verkörperung des Finstern und Unheilvollen) —, also zur Ausbildung einer dualistischen Weltanschauung geführt. Die Lehre vom Neide der Götter wurde sogar bei den Hellenen erst durch Plato überwunden. Erst dieser ideale Denker schwang sich zu dem Satze „Neid hat in der göttlichen Sphäre keine Stelle“ (Phädrus 247A) empor. Die äußerste Folgerung endlich, zu der manche durch die erwähnten beiden Tatsachen gezwungen zu werden meinten, war die Leugnung der göttlichen Gerechtigkeit oder sogar der Existenz Gottes. Oder weiß man nicht, daß die Niederlage der Buren manchen fast seinen Gottesglauben gekostet hat? Welchen ergreifenden Ausdruck hat eine solche Niederschmetterung des Gottesglaubens auch in den Sätzen gefunden, die man in dem für die Sklavenfrage klassischen und in unsrer sozialistisch bewegten Zeit wieder recht lesenswerten Buche „Onkel Toms Hütte“ liest: „Eliza

mein Herz ist voll Bitterkeit; ich kann nicht Gott vertrauen! Warum läßt er solche Dinge geschehen?" (Reclamausgabe, S. 21). Atheismus war auch die Folge, die aus jenen beiden Tatsachen, wie von den Buddhisten, so von den Pessimisten unsrer Tage gezogen wurde.

Sind solche Fragen denn aber auch von den alten Hebräern erörtert worden? Gewiß, und man möge sich überhaupt nicht das Geistesleben, das sich in der althebräischen Literatur reflektiert, wie den unbewegten Spiegel eines Teiches oder gar eines Sumpfes vorstellen. Nein, auch da rollen die Wellen und branden schäumend am felsigen Ufer. Sogar einem Manne wie dem Propheten Jeremia drängte sich ja die Frage auf: „Weshwegen ist der Weg von Gottlosen glücklich, leben in ruhiger Sicherheit alle Vollbringer von Trug?“ (12, 1). Ferner im fünften Jahrhundert äußerten Zeitgenossen Maleachis: „Jeder, der Böses tut, ist gut in den Augen Jahves“ (Mal. 2, 17). Auch in einigen Teilen der Poesien-sammlung, die man Psalter genannt hat, spritzen die Wogen des pessimistischen Zweifels zu kühn ansteigenden Schaumkuppen empor; aber in derselben Gedicht-sammlung erschallt auch ein „dennoch,“ das mit Galileis *E pur si muove* wohl nicht vergeblich um den Siegespreis der Heldenhaftigkeit ringt. Dies ist das „dennoch,“ an dem die pessimistischen Zweifelsgedanken des Dichters von Psalm 73 abprallten. Das ist das „dennoch“ des Stoßfußers „Dennoch bleib ich stets an dir, o Gott.“ O wie vielen Seelen schon hat dieser Satz die Nacht des Zweifels mit einem Saum der Morgenröte vergoldet!

Aber wie verhält sich das Hiobgedicht dazu?

Diese Frage muß schon deshalb ein allgemeineres Interesse beanspruchen, weil die Hiobdichtung auch aus rein ästhetischen Gründen eine hohe Stellung in der Menschheitsliteratur einnimmt. Zu diesem Urteil wird man immer wieder hingedrängt, mag man die Größe der Problemstellung, die dialogische Disposition der Gedankenentwicklung, oder die grandiose Höhe der Bilderwahl, den Glanz der Sentenzen, die Kühnheit der Satire und die Glut des Strebens nach Wahrheit ins Auge fassen, die aus dieser Dichtung dem Beschauer entgegenleuchten. Bowth, ein Hauptbegründer der hebräischen Poetik, hat ja auch das Hiobgedicht aus guten Gründen mit *Odipus auf Kolonos* verglichen, ferner hat Herder in seinem Buch „*Vom Geist der Ebräischen Poesie*“ (1782) die Hiobdichtung laut gerühmt und hauptsächlich mit Abschnitten aus *Ossian* zusammengestellt; diese Dichtung hat in der einen oder der andern Hinsicht Männern wie Dante, Milton, Klopstock und Goethe als hehres Muster vorgeschwebt!

Wie also hat sich dieses berühmte Denkmal der Weltliteratur zu dem Problem des Übels und insbesondre des Leidens religiös gesinnter und ethisch hochstrebender Menschen gestellt? Wird es wirklich richtig als „das Hohelied des Pessimismus“ charakterisiert?

So nämlich ist es in der neuesten Erklärungsschrift geschehen, die zu dem Hiobgedicht erschienen ist (Friedrich Delitzsch, „*Das Buch Hiob, neu übersetzt und kurz erklärt,*“ in einer Ausgabe ohne sprachlichen Kommentar und in einer mit einem solchen Kommentar 1902 erschienen). Da wird folgende Begründung des erwähnten Urteils vorgelegt: Wenn ein in Gesinnung und Wandel wahrhaft gottesfürchtiger Mann von Gott mit böser Krankheit geschlagen wird, kann er

da noch länger an einen gerechten Gott glauben? „Wenn eine Geißel plötzlich ein Sterben verursacht“ (9, 23a), ist es da nicht klar, daß „Gott der Anzahl Unschuldiger unter den Opfern spottet“ (9, 23b), daß ihm „unsträflich oder gottlos“ völlig gleichgültig, er somit kein gerechter Gott ist? Wenn ein frommes Volk von einem mächtigeren freventlich mit Krieg überzogen wird, und Gott trotz aller Gebete gleichgültig bleibt (24, 12), ist es da, trotz der dem Frevler sicher bevorstehenden Strafe, noch möglich, an einen gerechten Gott zu glauben? Diese Betrachtungen führen unsern Dichter bezüglich seiner ganzen Lebensauffassung zu dem düstersten Pessimismus, indem er unentwegt auf die eine Antwort zurückkommt, daß Gott ein zorniger Gott sei und bleibe, der dem Menschen sein Recht vorenthalte, der auch des Menschen Gebet nicht erhöere (S. 91f.).

Aber ist damit die Meinung, die Hiobdichtung sei „das Hohelied des Pessimismus,“ in abschließender Weise begründet?

Nein, der Zorn der Gottheit, von dem der Dichter seinen Haupthelden sprechen läßt, ist nach mehreren von dessen Äußerungen nicht unmotiviert. Oder ist der Zorn unberechtigt, der den Frevlern angedroht wird? Das geschieht aber mehrmals in Hiobs Reden. Denn wir lesen ja: „Zum Tage des Zorns werden sie (die vorher erwähnten Böfewichter) hingeleitet“ (21, 30). Damit ist zwar behauptet, daß die Bösen nicht immer sofort bestraft werden, aber es wird doch zugleich zugegeben, daß sie vom göttlichen Unwillen einen Gerichtstermin fürchten müssen. Damit stimmt zusammen, daß Hiob seinen Gegnern warnend zuruft: „Strafen wird er euch, wenn ihr im geheimen Parteilichkeit treibt“ (13, 10), oder „Fürchtet euch vor dem Schwert!“ (19, 29). Gottes Zorn ist schon danach nicht der blinde Ausbruch einer Naturgewalt. Er kennt sein Ziel. Er trifft die Freveltaten der Menschen. Derselbe Gedanke ist ja auch noch indirekt ausgedrückt, wenn Hiob sagt: „Ihr (der Frevler) Glück liegt nicht in ihrer Hand“ (21, 16), denn „für den Tag des Mißgeschicks wird aufbewahrt der Böse“ (21, 30). Oder gönnt er etwa seinem — wirklichen — Freunde das Schicksal des Böfewichts? Nein, er ruft vielmehr aus: „Es werde einem Frevler gleich mein Feind!“ (27, 7). Denn „droht nicht Unheil dem Ungerechten“? (31, 3). „Was soll er erwidern, wenn Gott Rechenschaft fordert?“ (3, 14). Also zuerst halb unbewußt und fast unwillkürlich, aber allmählich immer klarer und bestimmter läßt der Dichter seinen Haupthelden aussprechen, daß wenigstens zunächst dem anerkannten Frevler gegenüber die Gerechtigkeit der Weltgeschichte zutage tritt.

Der Dichter hat den Haupthelden aber auch aus seinem eignen Leiden nicht „unentwegt“ das Urteil ableiten lassen, daß „Gott ein zorniger Gott sei und bleibe, der dem Menschen sein Recht vorenthalte.“ Denn er läßt seinen Haupthelden betonen, daß er zwar nicht im Sinne seiner sogenannten Freunde ein Frevler sei, aber trotzdem nur relative Unschuld habe. Auch in bezug auf dieses Bekenntnis kann man eine Skala immer deutlicherer Töne vernehmen. Denn zuerst ließ der Dichter den Hiob nur im konditionalen Sinne von seiner Pflichtverletzung sprechen: „Habe ich gesündigt, so usw.“ (7, 20). Dann aber legte er ihm in bezug darauf eine sich selbst verneinende rhetorische Frage in den Mund: „Inwiefern wäre ein Mensch gerecht neben Gott?“ (9, 2). Weiterhin spricht

Hiob positiv wenigstens von seinen Jugendsünden: „Du läßt mich erben die — Vergeltung für die — Missetaten meiner Jugend“ (13, 26). Endlich ließ der Dichter ihn die moralische Unvollkommenheit aller Menschen anerkennen. Denn er legte ihm den ohnmächtigen Wunsch „O könnte man doch einen Reinen von einem Unreinen herkommen lassen!“ (14, 4) auf die Lippen. Die ruhige Stimme seines religiös-sittlichen Bewußtseins flüsterte ihm also immer deutlicher zu, daß er, am absoluten Maßstab, d. h. an der göttlichen Vollkommenheit (9, 2), gemessen, doch mangelhaft sei. Folglich hatte er um so weniger Anlaß zu der Klage, daß Gott ihm „sein Recht vorenthalte,“ und konnte nur eine solche Behandlung vom Schicksal erwarten, die seiner bloß relativen Unschuld entsprach.

Diese Erwartung konnte der Dichter seinen Haupthelden aber in psychologisch ganz erklärlicher Weise aussprechen lassen, und er hat ihm auch wirklich einen immer deutlicheren Ausdruck dieser Erwartung in den Mund gelegt.

Als der Dichter nämlich den Hiob im ersten Disputationsgange (Kap. 4 bis 14) bis zu der Einsicht gebracht hat, daß er von den Menschen im äußersten Maße verkannt werde, da konnte er ihn in richtiger psychologischer Entwicklung mit dem Bewußtsein seiner relativen Unschuld zu Gott zurückführen. Denn diesen hatte er zwar in der Dual des Schmerzes und im Oppositionseifer gegenüber den Anklägern ungerecht genannt, aber von Gottes Seite her war doch noch nicht ausdrücklich bezeugt, aus welchem Grunde er dem Hiob das Leiden gesandt hatte. Der Dichter erlaubte also seinem Haupthelden, von dem Gotte der Gegenwart sozusagen an den Gott der Zukunft zu appellieren.

Einen solchen Appell hat er ihn nun wirklich mit wachsender Deutlichkeit aussprechen lassen und hat auch dadurch die Meinung zerstört, daß er seinen Haupthelden zum bewußten und absichtsvollen Herold eines unmotivierten Gotteszorns habe machen wollen.

Diesen Appell hören wir zuerst in folgenden Worten: „O Erde, bedecke nicht mein Blut, und nicht sei ein Ruheplatz für mein Geschrei vorhanden!“ (16, 18). Also wie Abels Blut einst (1. Mos. 4, 10) mit Erfolg die göttliche Strafe gefordert hat, so möge auch Hiobs Ruf nach göttlicher Gerechtigkeit oder wenigstens Aufklärung nicht wirkungslos auf der Erde verhallen. Dem Totengräberwerk und dem Totschweigungstreiben der Menschen wagte also Hiob ein „Halt!“ zuzurufen. Denn sein religiös-sittliches Bewußtsein flößte ihm trotz seines momentanen Schicksals die Zuversicht ein, die in Kapitel 16, Vers 19 ausgesprochen ist: „Auch jetzt ja existiert im Himmel mein Zeuge,“ und da seine Klagen und Anklagen ihm nur durch den überwältigenden Druck des Schmerzes oder durch die Opposition der Gegner ausgepreßt waren, so fühlte er sich auch subjektiv nicht von Gott losgerissen, und über seine Lippen konnte das Geständnis kommen: „Zu Gott trönt mein Auge“ (16, 20). Einen solchen Appell von dem sich verbergenden zu dem sich enthüllenden Gotte vernehmen wir auch in den bekannten Worten: „Ich bin mir dessen bewußt geworden: mein Verkäufer lebt, und als Letzter wird er auf dem Staube sich erheben“ (19, 25). Was andres als ein solcher Appell erklingt auch in den Sätzen „Sieht er — nämlich Gott — nicht meine Wege und zählt alle meine Schritte?“ (31, 4). Auch in dieser Frage ringt sich der Gedanke empor, daß die letzte Entscheidung bei dem Allwissenden liegt, und so sehen wir, daß sich der Hauptheld mit wachsender Bestimmtheit

von seinen irdischen Gegnern zu Gott als der letzten Instanz flüchtet. Wie weit also ist der vom Dichter gezeichnete Menschentypus Hiob davon entfernt, „unentwegt auf die Eine Antwort zurückzukommen, daß Gott ein zorniger Gott sei und bleibe“!

Es wird ja auch nicht viele geben, die die Frage aufwerfen wollen, wie es möglich gewesen sei, daß der Dichter dem Vertreter der Hauptrolle solche abwechselnde Äußerungen in den Mund legte. Konnte er in ihm nicht einen Menschen charakterisieren wollen, der sich in bezug auf ein Problem der Weltanschauung zur Klarheit emporrang? Gewiß, und bei solcher Absicht wandelte der Autor des Hiobsgedichts auf den Spuren vieler großer Meister. Man denkt ja sofort z. B. an Goethes Faust. Oder verkennen wir etwa den Dichter des Hiob, wenn wir ihm den Plan, eine Entwicklung seines Haupthelden darzustellen, zuschreiben? Im Gegenteil, in der Hiobdichtung werden wir — was freilich weniger bekannt ist — sogar aufgefordert, nicht einseitig auf eine einzige Reihe von Sätzen zu hören, sondern allen Stimmen der Dichtung zu lauschen und den allerersten Eindruck nicht als den abschließenden hinzunehmen.

In dem ersten Monolog, worin die Hauptperson das vieltägige Schweigen endlich bricht (3, 3—26), dringen ja freilich Klage­töne von geradezu elementarer Heftigkeit an unser Ohr: Hiob verflucht seinen Geburtstag und schlägt die Weltordnung in Stücke. Aber schon in seiner nächsten Rede ruft er den „Freunden“ zu: Worte zu korrigieren, darauf seid ihr bedacht, und doch sind Worte eines Verzweifelnden nur für den Wind (6, 26). Hat er also die Äußerungen des Monologs nicht hinterher die Worte eines Verzweifelnden genannt? Hat er nicht hinzugefügt, daß solche Äußerungen „für den Wind“ seien? Er meint — und das ist ein Zeichen einer geradezu frappierenden Seelenkenntnis —, solche Worte, die auf der Folterbank des Schmerzes ausgestoßen würden, seien in Wirklichkeit nur ideenlose Schallwellen. Ein solcher Schmerzensausbruch sei mehr eine physiologische als eine psychologische Erscheinung, sei ein Affekt, ein Anprall der seelischen Vorgänge an den Nervenapparat und die von diesem hervorgerufene Reaktion. Schon da also läßt der Dichter den Haupthelden erklären, daß die in dem Monolog Kapitel 3, Vers 3 bis 26 ausgestoßene Klage keine innerliche und bleibende Zerreißung seiner Gottesbeziehung ausdrücken könne.

Dazu kommt, daß er die Quelle für einen andern Teil seiner Äußerungen in seiner gänzlichen Isoliertheit und in der Verunglimpfung suchen lehrt, die ihm von seinen sogenannten Freunden zugesügt wird. „Ist Kraft der Steine meine Kraft? Kann ich etwa ausharren, wenn dem Verzagenden sogar von seinem Freunde Schimpf zuteil wird?“ ruft er uns zu (6, 12. 14). Der Widerspruch nörgelnder Opponenten reizt den Menschen ja natürlich zu extremen Behauptungen fort.

Demnach hat der Dichter sogar selbst den Beurteiler seines Werkes dazu angeleitet, einen Teil der Äußerungen des Haupthelden sozusagen als Schlacken zu betrachten, wie sie bei jedem Läuterungsprozeß ausgeschieden werden. Eben­darauf hat der Dichter übrigens schon durch einen formalen Umstand hingedeutet. Er hat die Heftigkeit der Schmerzensausbrüche Hiobs in immer sinkendem Grade vermindert. Denn so vulkanisch eruptiv, wie „Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren ward usw.“ (3, 3 ff.), ergießt sich keine spätere Klage im Hiobgedicht.

Die Direktive, die darin für die Beurteilung der Äußerungen des Haupthelden vorgezeichnet ist, leuchtet jedem von selbst entgegen: Weder die Äußerungen, die Hiob unter dem Ansturm des physischen Schmerzes ausstößt, noch die Sätze, die ihm vom psychologisch erklärlichen Oppositionsstreben des Menschen entlockt werden, überhaupt aber nicht die ersten, sondern die spätern Sentenzen des Haupthelden sollen für seine Gesamtwürdigung maßgebend sein. Also auch wenn Hiobs Stellung zu dem großen Leidensproblem beurteilt werden soll, ist hauptsächlich auf die Worte zu lauschen, die der Dichter ihn in ruhiger Einkehr bei sich selbst und als die im Feuer der Läuterung gereinigte Persönlichkeit aussprechen läßt. Nach diesen Äußerungen aber trifft, wie wir gezeigt haben, der göttliche Zorn auch in Hiobs Person nicht einen wirklich Unschuldigen, und die Gottheit bleibt die letzte Instanz der Weltgerechtigkeit.

Folglich hat der Autor der Hiobdichtung in dem Träger der Titelrolle uns keine Persönlichkeit dargestellt, die „bezüglich ihrer ganzen Lebensauffassung zu dem düstersten Pessimismus geführt“ wurde. Nein, er zeichnet uns einen Menschen, der, wenn die Nacht der Trübsal ihn umhüllt und menschliche Hilfe gänzlich versagt, mit siegesgewisser Hand hinauf in die Sternenwelt greift, um von dort her Licht und Trost zu holen. Wir hören ja, wie der Dichter die Hauptfigur seines großen Seelengemäldes immer kühner zu der Erkenntnis vorbringen läßt (31, 35 bis 37), daß die letzte Antwort auf die Leidensfrage von dem Weltgeiste kommen muß. Wir vernehmen ja auch, daß der Autor schließlich die Ideen, die einst den Weltplan ausmachten und im Universum gleichsam gebunden wurden, vor dem Geistesauge seines Haupthelden wieder lebendig werden (38, 1 ff.) und folgende — keineswegs pessimistische — Schlußsentenz in ihm aufleuchten ließ: Richtet der Mensch seinen Blick auf das Weltall, so findet er in diesem eine große Zahl von Punkten, bei denen er vor Verwunderung stillstehen und die alles überragende Intelligenz des Weltendenkers anerkennen muß. Hat er daraus also nicht den Schluß zu ziehen, daß diese Intelligenz das Universum in allen Beziehungen durchwaltet? Muß er ihr nicht einen vernünftigen Zweck auch bei der kleinen Dosis von Weltbestandteilen zutrauen, die nach des Menschen Empfinden als Übel zu betrachten sind? Wird er ferner nicht auch zu dem Urteil gedrängt, daß die Weltgeschichte mit ihren Wellenbergen und Wellentälern von ebender selben überragenden Intelligenz schließlich doch zu einer lichten Höhe geleitet werden wird?

So klingt die Hiobdichtung — diese in dem ursprünglichen Umfang genommen, wie sie von der jetzigen Literaturkritik fast einstimmig abgegrenzt wird — keineswegs in den „düstersten Pessimismus“ oder einen lähmenden Welt Schmerz aus. Nein, die Dominante, die sich aus dem fugenartigen Stimmengewirr dieser Poesie endlich siegreich emporringt, ist das aus weitestem Geistesblick hervorblitzende und mit allem Tapfern in der Menschenbrust zusammenstimmende: „Dennoch bleib ich stets an dir, o Gott,“ das, um mit Goethe zu sprechen, die Zeiten des Glaubens zu den größten in der Weltgeschichte gemacht hat.

